



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

goß, und unten säumte die wogende See vor dem wieder nach Osten herumgegangnen Winde den Strand mit einem breiten Silberstreifen. Das prachtvollste Schauspiel entfaltete sich, als wir am Nachmittag oben im antiken Theater waren. Die Sonne sank gerade hinter dem Atna. Sobald sie verschwunden war, hüllte sich der riesige Berg in ein dunkles Blau. Die niedrige weiße Rauchwolke, die wie ein Kranz um den breiten Krater lag, verwandelte sich zuerst in eine Silberkrone, dann in eine wallende, rotgoldne Feuerkrone, und an den Seiten, da, wo Fumarolen aufstiegen, glühte es wie dunkelrote Riesenfackeln. Die kalabrische Küste aber stand noch im rosigen Abendlicht, bis sich der Schatten des Atnafegels über das Meer zu verbreiten begann und an den kalabrischen Bergen dunkel emporsteigend alles umhüllte. Doch wie vermag die Feder zu schildern, wo kaum der Pinsel des Malers nachkommen könnte!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verschiednes vom Gelde. Vom Gelde hört und liest man ja immer gern, besonders wenn man keins hat. Die Verfasser von Schriften über diesen beliebten Gegenstand haben es also gar nicht nötig, gelobt zu werden, sie brauchen bloß zu insulieren. Wohl aber hätte das Publikum einen Ratgeber nötig, wenn nicht gute Ratsschläge bloß zu dem Zweck gegeben würden, daß sie nicht befolgt werden. Zufällig sind auf unserm Büchertische zwei kleine Schriften nebeneinander geraten, von denen die eine ein Muster schädlicher und unsinniger Agitation, die andre ein Muster solider Forschungsarbeit ist. Josef Beckmann denunziert in seiner Broschüre Was ist uns Geld, eine Studie über die kapitalistische Wirtschaft der Gegenwart (J. Beckmann, Wien, 1899) das Geld und seine angebliche Tochter, das Kapital, als die Urheber aller sozialen Übel. Von der Unklarheit und Verwirrung, mit der die Begriffe Geld, Kapital, internationales Kapital gehandhabt werden, kann einem, der weiß, was diese Worte in jedem Fall zu bedeuten haben, geradezu übel werden. Leider sind aber die Leute, die das keineswegs wissen, immer noch in der Mehrzahl, und da die Broschüre hübsch und anziehend, scheinbar sogar klar und überzeugend geschrieben ist, so wird sie viel dazu beitragen, die ohnehin vorhandne Verwirrung zu steigern, und den Haß gegen den „schmarozenden“ Kaufmannsstand, gegen alle Rentner und gegen jeden, der als Vertreter des „internationalen“ Kapitals denunziert werden kann, zu schüren. Es wird zwar nichts nützen, aber wir wollen doch noch einmal die gar nicht so schwer zu erkennende Tatsache hervorheben, daß nicht bloß Arbeit im allgemeinen, sondern eine ganze Kette von geistigen und körperlichen Arbeiten dazu nötig ist, Kaffee und Kakao bis in die Läden unsrer deutschen Krämer zu schaffen und den Verzehrern pfund- oder lotweise einzuhändigen, daß daher die Groß- und die Kleinhändler keineswegs Schmarozker, sondern nützliche und — sofern wir ihre Waren nicht entbehren wollen oder können — unentbehrliche Arbeiter, ja sogar Produzenten sind, weil Kaffee und

Kafao, so lange sie an ihrem Ursprungsorte liegen, wie Beckmann selbst zugesteht, für uns gar nicht vorhanden sind. Alten Unsinn aufwärmend, will er, daß der Staat den Auslandshandel betreibe und so den Händlergewinn ausschalte. Der Staat würde sich aber für das Kaffeemonopol noch lebhafter bedanken, als er sich für das Getreidemonopol bedankt hat — zum Glück für die Konsumenten. Allerdings würde sich der Reichskaffeehauspräsident nicht so hoch stehen wie ein Hamburger Senator, aber diese kleine Ersparnis würde reichlich aufgewogen werden durch andre Ausgaben und Verluste, denn die allzu ehrlichen Reichsbeamten, die auf Java und Ceylon den Kaffee einzukaufen hätten, würden sich dort übers Ohr hauen lassen, und jedes Pfund würde von unsrer gewissenhaften Bürokratie so oft gebucht, beschrieben, revidiert und superrevidiert werden, daß dazu ein ganzes Heer von Schreibstubenbeamten erfordert würde. Geld soll die einzige Art von Besitz sein, die der Notwendigkeit der Arbeit überhebe. Als wenn ein Fürst Schwarzenberg nötig hätte, seine Äcker selbst zu pflügen und seine Kühe selbst zu melken; nicht einmal die Rechnungsbücher seiner zahlreichen Rentereien zu prüfen hat er nötig. Nur der Geldbesitzer soll der Mann sein, für den ein anderer arbeiten muß; als ob nicht alle Großgrundbesitzer Sklaven oder Hörige oder Knechte oder Pächter für sich arbeiten ließen! Es giebt englische Lords, die nie in ihrem Leben ihre Güter in Irland gesehen haben, von denen sie die Pacht beziehen; es giebt rumänische Boyaren, die ihre ganze Zeit in Paris und Monaco totschlagen. Daß ein Leben ohne Arbeit unsittlich ist, leugnen wir natürlich nicht, aber wie diese Art Leben nicht auf die Kapitalrentner beschränkt ist, so haben diese auch keineswegs nötig, ein solches zu führen; sie brauchen nur, ebenso wie die Gutsrentner, unbefoldete Ehrenämter zu übernehmen oder ihre Zeit gemeinnützigen Unternehmungen zu widmen, so verdienen sie ihr Einkommen. Beckmann findet die Nichtswürdigkeit des Geldkapitals besonders darin, daß es sich von selbst vermehre, während jedes Realkapital durch den Gebrauch abgenützt, also vermindert werde. Welcher haarsträubende Unsinn! Die Kinderherde vermehrt sich von selbst, und die geschlachteten Exemplare werden durch den neuen Zuwachs weit überwogen, der Thaler hingegen heckt Junge nicht für sich allein, sondern nur, wenn er produktiv angelegt wird in Kindern, Äckern oder Bergwerken; das Leihkapital, das Beckmann verabscheut, und das Produktivkapital, das er liebt, sind ein und dasselbe Ding; er stellt sich das Geldkapital immer als Wucherkapital vor, aber dieses spielt heute neben dem Produktivkapital gar keine Rolle mehr, außer etwa in Halbasien jenseits der Karpathen und bei uns in den Kreisen der liederlichen Kavaliere, die glücklicherweise keinen wesentlichen Bestandteil unsers Volks ausmachen. Zwischen dem Wucherzins und dem Zins des Produktivkapitals, die Beckmann miteinander verwechselt, besteht ein himmelweiter Unterschied. Daß ein Gutsbesitzer einem mittellosen Knechte sein Gut abtreten soll, ohne eine jährliche Pacht zu beanspruchen, und sich bloß das Recht vorbehalten soll, das Gut nach zwanzig Jahren im alten Zustande zurückzufordern, wird auch Beckmann nicht verlangen, da er das Privateigentum nicht aufheben will. Steht er wirklich nicht ein, daß es ganz dasselbe wäre, wenn er verlangte, ein Geldbesitzer solle dem Knechte 30 000 Mark zum Ankauf des Gutes ohne Zins leihen? Denn diese Forderung liegt doch in der grundsätzlichen Verwerfung des Kapitalzinses. Wenn man alle Trugschlüsse aufdecken wollte, die dieses verfitzte Gewebe von Proudhonismus, Marxismus und Nationalismus — Beckmann will das Kapital nationalisieren und jeden Staat vom Auslande vollkommen unabhängig machen — enthält, gehörig aufdecken wollte, müßte man über die 80 Seiten 800 schreiben. Die Übel des heutigen Gesellschaftszustandes können und sollen ja nicht geleugnet, nicht einmal verkleinert werden, aber die Elemente der Kultur selbst angreifen ist die denkbar schlechteste Heilmethode. — Eine nützliche Schrift ist da-

gegen: Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes von H. Schurz (Fünfter Band der Beiträge zur Volks- und Völkertunde, Weimar, Emil Felber, 1898). Der Titel würde richtiger lauten: Das Geld der Naturvölker; aber die Annahme des Verfassers dürfte zutreffen, daß uns die Geldverhältnisse der Naturvölker die Entstehungsweise des Geldes lehren und dadurch dazu beitragen, uns das Wesen dieser geheimnisvollen Macht klar zu machen. Die Entstehung des Geldes ist auf das innigste mit der des Eigentums verflochten, und weil beide soziale Einrichtungen den Reichtum möglich machen, hierdurch das Streben nach solchem erzeugen und alle zu größerem Kraftaufwand zwingen, deshalb das Leben unbequemer machen, regt sich schon bei den Naturvölkern der Widerstand gegen den Übergang aus dem Naturparadies in die Kulturwerkstatt, der bis heute immer wieder in Tiraden gegen das Eigentum und das Geld ausklingt. Der Verfasser zeigt, daß sich die Idee des Eigentums anfänglich nur an solche Gegenstände haftet, die der Eigentümer durch Formgebung geschaffen, und denen er das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hat. Das sind zunächst die Schmuckstücke und die Waffen (die Anfänge der Kleidung tragen durchweg den Charakter des Schmucks), während die notwendigen Güter, namentlich die Nahrungsmittel, Gemeingut sind. Und auch der Tausch und Kauf fängt beim Luxus an, weil er bei den Gebrauchsgütern, die entweder Gemeingut sind, oder die jeder einzelne in genügender Menge selbst produziert, nicht nötig ist. Beide Umstände wirken zusammen, daß es zuerst Schmuckstücke sind, die den Charakter des Geldes annehmen; und zwar fungieren sie meist nur als Mittel der Vermögensanhäufung, als Schatz, während sich das Bedürfnis von Tauschmitteln erst bemerkbar macht, wenn verschiedene Stämme und Völker miteinander in Verkehr treten. Und da erst werden auch Gebrauchsgegenstände, die auch für die Auswärtigen Wert haben, als Geld verwandt, weil die Schätzung des Schmucks, des Binnengeldes, von der einheimischen Sitte und Mode abhängt. Schmuckgeld und Nuttgeld gehn ebenso unmerklich ineinander über (Edelmetalle z. B. werden überall zuerst als Schmuckmaterial geschätzt, und bei den Völkern, denen das Silber besser gefällt, hat Gold keinen Wert) wie Geld und Ware. Zwischen den verschiedenen Warengattungen bilden sich konventionelle feste Wertverhältnisse, die jede von ihnen zu Wertmessern und Tauschmitteln stempeln, allerdings zunächst nur für den Austausch bestimmter Waren; so bekommt man an der Nigerküste für einen grauen Papagei ein rotes Hemd. Für einen Marmorring erhält man bei den Kopfsägern gewisser Inseln in Polynesien entweder einen Kopf oder ein Schwein oder einen mittelgroßen jungen Mann usw. Es giebt keine Klasse beweglicher Tier- und Nutzgegenstände, die nicht irgend einmal irgendwo als Geld verwandt worden wäre. Der Verfasser berichtet über sämtliche bei den Naturvölkern heute noch üblichen Geldsysteme und Währungen, von denen das Kaurisystem die größte Verbreitung und die mannigfaltigsten Verzweigungen hat. — Auch den Maria-Theresienthaler erwähnt er, dem der Konsul Carl Peez und der Finanzbeamte Dr. Josef Raudnitz eine Monographie (Wien, Carl Graeser, 1898) gewidmet haben. Diese in Afrika heute noch gebräuchliche und hochgeschätzte Münze — eine Karte veranschaulicht ihre ehemalige und ihre jetzige Verbreitung — wird bekanntlich immer noch für den Export dahin geprägt, und zwar scheint die Nachfrage in den letzten Jahren einen starken Aufschwung erfahren zu haben. Während das Wiener Münzamt in der Zeit von 1877 bis 1891 durchschnittlich kaum eine Million im Jahre lieferte, hat es in den folgenden Jahren je zwei bis drei Millionen, 1896 sogar 6455600 und 1897 5440700 geprägt. — Mit ihrer neuen Kronenwährung ist die österreichische Regierung immer noch nicht aus allen Verlegenheiten heraus. Nachdem es ihr im Jahre 1892 gelungen war, in kurzer Zeit für vierzig Millionen Gulden Gold zu erwerben, hoffte sie bald zur Bar-

zahlung übergehn zu können. Da erlitt im Jahre 1893 die österreichische Valuta plötzlich eine so bedeutende Entwertung, daß die Ausgabe des Goldes dieses aus dem Lande getrieben haben würde, und obwohl seit 1896 der Paristand wieder hergestellt ist, wagt man immer noch nicht, den gelben Schatz aus seinem sicheren Gewahrsam zu entlassen, weil man, über die Ursachen der Valutaschwankungen im unklaren, eine plötzliche Wiederkehr des Unheils fürchtet. Dr. Ph. Falkmann sucht nun in der Schrift: Die Entwertung der österreichischen Valuta im Jahre 1893 und ihre Ursachen (Wiener staatswissenschaftliche Studien, herausgegeben von Bernatik und Philippovich, drittes Heft des ersten Bandes, Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, F. C. B. Mohr, 1899) die Regierung zu beruhigen. Die Sache sei ganz einfach. England habe 1893 in Australien und Amerika bedeutende Kapitalien verloren. Das habe die Engländer gezwungen, ihre im Auslande angelegten Kapitalien zurückzuziehn und den Diskont zu erhöhen. Das Gold ströme immer dahin, wo am meisten damit zu verdienen sei, aber während die Goldländer diese Gelegenheit durch Goldsendungen zu benützen in der Lage seien, müßten sich die Silber- und Papierländer in solchen Zeiten eine Verschlechterung ihrer Valuta gefallen lassen, denn da bei ihnen weniger zu verdienen sei, hätten ihr Geld und ihre Wechsel einen niedrigen Kurs. Das sei allerdings nur eine schematische Darstellung des Hergangs, der in jedem einzelnen Falle viele Besonderheiten aufweise. Wenn Oesterreich jetzt die Barzahlung aufnehme, stünde es einer wiederkehrenden solchen Konjunktur gegenüber ganz in der günstigen Lage der Goldländer, habe also davon nichts zu befürchten, und einem übermäßigen Goldabfluß zu wehren, brauche es nur zu dem Mittel, das anderwärts gebräuchlich, in Oesterreich aber bisher gescheut worden sei, zur Diskonterhöhung seine Zuflucht zu nehmen.

Spiritismus und Mystik. Wenn eine Schrift Modernes Hexenwesen, spiritistische und antispiritistische Pseudereien (Leipzig, C. G. Naumann, 1900) betitelt ist und Rudolf Kleinpaul zum Verfasser hat, so versprechen wir uns ein angenehmes Lesebüchlein davon. Und wir finden uns nicht getäuscht. Mit der allerliebsten erzählten Geschichte der Verlobung des russischen Mikolais und der preussischen Charlotte, wobei ein Ringzauber spielt, fängt er an, der urgelehrte Mann, der seine Gelehrsamkeit in der Gestalt erheiternder Spielsachen verschleißt, kommt aus dem hundertsten ins tausendste, wie es sich für einen gewandten Plauderer schickt, führt uns so durch alle Gebiete der schwarzen und weißen Magie und des Volksaberglaubens, macht die Spiritisten lächerlich und schließt mit den Worten: „Der Spiritismus ist für den Gebildeten ein Überlebsel; er ist eine versunkne Glocke, die noch läutet, obwohl sie gesprungen ist, und schrill und mißtönend in die Gegenwart hinein schallt; er ist das moderne Hexenwesen.“ Aber vielleicht nimmt uns Kleinpaul diese Charakteristik seines Buches übel; im Vorwort nämlich steckt er eine furchtbar ernste Miene auf, so ernsthaft, wie sie ein Kleinpaul nur irgend zustande bringt. „Kein Zweifel, mit einem neuen Gespensterbuche, mit einem Haufen frischer, sensationeller Wunder, mit wettern merkwürdigen Thatsachen [als wenn er nicht gerade das alles lieferte!] würde ich mehr Glück machen als mit einer einschneidenden Kritik. . . . Warum kann ich es denn nicht lassen, einmal in das mystische Wespennest zu stechen und mir, ich weiß es, nur Feinde damit zu machen, womöglich alte Freunde vor den Kopf zu stoßen?“ Das klingt ja beinahe heldenhafte und tragisch! Kleinpaul macht sich eben unter andern Späßen auch den ein wenig zu heucheln. Die spiritistischen und okkultistischen Narren mögen im deutschen Vaterlande so zahlreich sein, wie sie wollen, die Million erreicht ihre Zahl sicherlich nicht; und wären ihrer so viel, so machten sie immer noch nicht den

zehnten Teil des lesenden Deutschlands aus, könnten also den Absatz amüsanter Bücher nicht gefährden, geschweige denn das Leben ihrer Verfasser. Allerdings wird das Buch außer den Spiritikisten auch solche Christen ärgern, die es mit ihrem Glauben sehr ernst nehmen, aber gerade Kleinpauls Spott über alles, was Mystik heißt, erregt Zweifel am Ernst seiner Absicht und macht sein Buch zu einem bloßen Unterhaltungsbuche, das dem Spiritismus so wenig Schaden zufügen wird wie dem Christentume. Von den Antispiritikisten sagt er: „Sie thun dem modernen Hexenwesen keinen Eintrag; sie machen es eher noch populär, tragen es in weitere Kreise hinaus.“ Ganz dasselbe gilt von seinem Buche. Wäre es ihm mit der Vernichtung des Spiritikistenunfugs Ernst gewesen, so würde er sich zunächst des Sprüchleins erinnern haben, daß, wer zu viel beweist, nichts beweist. Daß der Spiritismus reiner Schwindel ist, läßt sich beweisen. Die Medien beweisen ihre Unglaubwürdigkeit selbst durch die Vorsichtsmaßregeln, mit denen sie sich gegen Entlarbung schützen, wie Verdunklung des Zimmers, Ausschluß kritisch gefinnter Teilnehmer von der Versammlung; die gläubigen Teilnehmer aber sind unglaubwürdige Zeugen, weil sie alberne Tröpfe sind, denn nur solche können das läppische Zeug, das ihnen die Medien vormachen, als Offenbarungen des Jenseits andachtsvoll anhören und anschauen. Aber so beweist Kleinpaul nicht; er stellt es vielmehr als selbstverständlich hin, daß es außer dem Körperlichen nichts in der Welt gebe, und daß demnach alles, was außerhalb der Menschenleiber geistige Wesen voraussetzt, Einbildung, Halluzination oder Betrug sein müsse; die Wunder der Bibel und die Prophetenträume kommen dabei mit den Sputzgeistern von Refau in eine Reihe zu stehn. Nun ist aber schon die hypnotische Suggestion, die Kleinpaul nicht leugnet, eine Einwirkung eines Geistes auf einen andern, die aus keinem der uns bekannten physikalischen und physiologischen Vorgänge erklärt werden kann. Ferner sind die Fälle von Telepathie so außerordentlich häufig, und die Zahl der durchaus glaubwürdigen Personen, die welche erleben, ist so groß, daß man sie verständigerweise nicht alle in das Reich der Einbildung verweisen kann. Das führt von der physikalisch unerklärbaren oder wenigstens vorläufig unerklärten Wirkungsweise mancher Seelen lebender Menschen zu der der Seelen Sterbender und Verstorbener; jene zeigen bekanntlich manchmal denen, die sie lieben, etwa im Traume, ihr Verschcheiden an, diese wirken nicht selten als Schutzgeister. Kleinpaul erzählt solche Fälle und sucht sie zu erklären, aber seine Erklärungsversuche werden niemand befriedigen. Wenn z. B. dem preußischen Offizier im französischen Kriege die Mutter in dem Augenblicke erschienen wäre, wo er den Abgrund entdeckte, in den er mit dem Pferde zu stürzen im Begriff stand, so wäre der natürliche Zusammenhang klar, aber die Erscheinung der Mutter und die dadurch bewirkte plötzliche Wendung waren die Ursache, daß dann erst der Abgrund und die hineinlockende französische Kriegslist entdeckt wurden. Das Wunder des Fliegens oder wenigstens sich vom Boden Erhebens, das von einigen Heiligen berichtet wird, erklärt moderne Mystiker daraus, daß die Gravitation nur eine besondere Art des Magnetismus sei und demnach unter Umständen in Abstoßung übergehen könne. Möglicherweise ist diese Erklärung irrig; möglicherweise hat es auch niemals einen Fall von Fliegen oder „Levitation“ gegeben, und sind alle Erzählungen von solchen Vorkommnissen Fabeln. Aber es geht nicht an, jene Erklärungsweise mit bloßem Spott abzusetzen, wie es Kleinpaul thut. Die Gravitation ist uns so gut Geheimnis wie jede andre sogenannte Naturkraft. Wir wissen nicht, wie es ein Planet anstellt, die über ihm schwebenden oder beweglich auf ihm liegenden Körper festzuhalten, und wenn ers nicht thäte, wenn er alles, was ihm nicht angewachsen ist, in den Weltraum fallen ließe, so hätte unsre Logik, die dann allerdings so wenig wie wir selbst vorhanden sein würde, nicht das mindeste dagegen einzuwenden. Und da nun gerade die moderne

Physik, und nicht ohne Erfolg, dahin strebt, alle physikalischen Kräfte als Modifikationen einer einzigen Kraft nachzuweisen, und da unsre Erde thatsächlich ein Magnet ist, so liegt in jener Erklärung nichts ungereimtes, womit natürlich ihre Richtigkeit noch nicht erwiesen ist. Und es geht auch nicht an, mit Kleinpaul einfach zu dekretieren: „Es ist eine Fabel, daß Menschen jemals geflogen sind.“ Wahrscheinlich ist es eine Fabel; aber wenn ein Fall erzählt wird, so muß die Glaubwürdigkeit der Zeugen geprüft werden, denn es ist nicht erlaubt, von vornherein zu sagen: Dies oder das ist unmöglich, da wir nicht wissen können, was möglich und was unmöglich ist; macht doch die moderne Technik viele Dinge möglich, die vordem für unmöglich gehalten wurden. Wenn etwas berichtet wird, was nach Kleinpauls naturwissenschaftlicher Einsicht unmöglich ist, so erklärt er: Zeugnisse gelten in diesem Falle nichts. So darf man nicht sprechen, denn es giebt keine unfehlbare naturwissenschaftliche Einsicht. „Wenn es in der Welt eine gut bezeugte Thatsache giebt, so ist es die Existenz der Hexen.“ Freilich, die Bekenntnisse der Hexen sind sogar protokolliert worden, aber — sie sind sämtlich durch die Folter erpreßt und darum wertlos. Es bleibt also dabei, Kleinpaul hat ein unterhaltendes Gespensterbüchlein geliefert, aber er hat nichts beigetragen zur Klärung der schwierigen Frage, ob alle mythischen Erscheinungen auf Betrug und Täuschung beruhen, oder ob einige wirklich vorkommen, und ob sie in diesem Falle physikalisch oder durch die Annahme jenseitiger Einwirkungen zu erklären sind.

Maurerisches. Die Freimaurer machen große Anstrengungen, der Welt die Daseinsberechtigung ihres Bundes durch Vernunftgründe zu beweisen und sich selbst durch Reformen diese Berechtigung aufs neue zu erwerben. Der „Stern von Bethlehem,“ den wir im vorjährigen 23. Heft besprochen haben, verfolgt mehr den zweiten, eine Schrift, die uns heute vorliegt, den ersten Zweck: Maurertum und Menschheitsbau. Freimaurerische Gedanken zur sozialen Frage von Diedrich Bischoff. (Leipzig, Max Hesse, 1900.) Humanität, das ist der höchste mögliche Grad menschlicher Vollkommenheit, und Glückseligkeit aller in einer alle Menschen umfassenden Gemeinschaft zu erstreben, ist nach ihm die irdische Aufgabe jedes einzelnen Menschen. Die rechte Verfassung dieses Gemeinwesens ist nicht der sozialistische Zukunftsstaat, der auf Zwang beruht. Marx ist im Irrtum, wenn er die Gesinnung aus wirtschaftlichen Verhältnissen und Zuständen hervorgehn läßt; der Geist ist, der sich den Leib baut, nicht umgekehrt; je nach dem herrschenden Geiste kann jede Wirtschaftsform segensreich oder verderblich wirken, weil eben nicht sie es ist, die da wirkt und schafft, sondern der sie gebrauchende freie Menschengest. Diesen zu bilden, darauf kommt es also an: Selbsterziehung, Erziehung der andern Individualgeister, des Volksgeistes, des Menschheitsgeistes ist unsre große Aufgabe. Die verschiedenen Erziehungsmethoden werden nun dargelegt, insbesondere die zur Selbständigkeit führende Aufklärungsmethode und die Dressur, sowie die Lohn- und Strafsysteme, die Worte Lohn und Strafe im weitesten Sinne genommen, sodaß sie den Arbeitsverdienst und die soziale Not einschließen, und der Verfasser erkennt an, daß jeder der verschiedenen Methoden nur ein relativer Wert zukommt, daß aber auch jede an ihrem Ort nützlich und notwendig sein kann. Über das aufgestellte Ziel: die allgemeine Menschheitsbeglückung, gehn die Ansichten bekanntlich sehr weit auseinander, und wenn sie maurerisches Dogma ist, so sind unsre schneidigen Ausdrucksformen vom Logenstandpunkt aus arge Reher, aber die sehr verständigen Betrachtungen über Erziehung, die den größten Teil des Buches einnehmen, werden allgemeinen Beifall finden und höchstens bei streng Orthodoxen auf Widerspruch stoßen. Weniger allgemein wird es gebilligt werden, daß das Gesellschaftsideal Menschheitsbau, die Erziehungsthätigkeit, das ist in dem angedeuteten umfassenden

Sinne die ganze gemeinnützige und Berufsthätigkeit des Menschen ein Bauen genannt, und die ganze Darstellung in dieses maurerische Symbol hineingezwängt wird. Symbole sind ja schön und nützlich; die Macht der katholischen Kirche beruht zu einem guten Teil auf ihrer weisen Verwertung, und die Zukunft der christlichen Kirche hängt davon ab, ob die Überzeugung philosophisch gebildeter Christen durchbringen wird, daß die Dogmen nicht wörtlich zu verstehen, sondern nur Symbole sind. Aber ein einzelnes Symbol zu Tode zu heßen, in einem einzelnen Symbol die ganze Welt und alles Menschenleben unterbringen zu wollen, das ist geschmacklos. Das Bauen kommt ja in der christlichen Symbolik häufig genug vor; die Christen bauen am Tempel Gottes, am Reiche Gottes und erbauen im Gottesdienst ihre eignen Seelen. Der Kirchweihhymnus beginnt mit den Worten: *Coelestis urbs Jerusalem, Beata pacis visio, Quae celsa de viventibus Saxis ad astra tolleris.* Und auch die Zubereitung dieser lebendigen Bausteine wird beschrieben: *Scalpri salubris ictibus Et tunsione plurima Fabri polita malleo Hanc saxa molem construnt, Aptisque juncta nexibus Locantur in fastigio.* Aber die Kirche hat sich auf dieses eine schöne Gleichnis nicht festgenagelt, sondern stellt nach dem Vorgange der Bibel die erlöste und in Gott geeinte Menschheit abwechselnd und je nach Umständen unter verschieden Bildern dar: als Reich, als Gottesstaat, als Kriegsheer, als Schiff, als Baum, als Weinberg, als mystischen Leib Christi. Vor allem aber: der Verfasser behauptet, daß nur ein Gesellschaftsideal das richtige sei, daß die Erziehung dieses Ideal nur dann verwirklichen könne, wenn die Erzieher es kennen und bei ihrer Arbeit vor Augen haben, und daß eben die Freimaurer diese wahren Erzieher der Menschheit seien. Diese Behauptungen zu beweisen, dürfte ihm nicht leicht fallen. Schon mit dem Gesellschaftsideal würde es hapern. Der Verfasser eifert z. B. gegen den heutigen Mammonismus; nun, er mag einmal sämtliche Mitglieder der Loge auffordern, öffentlich und feierlich dem Mammon zu entsagen; da werden wir ja sehen, ob das antimammonistische Gesellschaftsideal in ihnen eine geschlossene Armee begeisterter Vertreter hat. Und dann: die katholische Kirche und die Sozialdemokratie sind doch nach Zahl, Organisation und der Menge anerkannt bedeutender geistiger Kräfte, über die sie verfügen, ganz andre Mächte als die Loge, aber wie unendlich weit sind beide von der geistigen Welt Herrschaft, auf die sie Anspruch erheben, entfernt; beide werden ausgelacht, wo immer sie mit dieser Unmaßung hervortreten. Auf diesem Wege, mit dem weltumspannenden Menschheitsbau, wirds nicht gehn. Wollen die Logen in Zukunft noch etwas bedeuten, so müssen sie sich beschränkte Aufgaben stellen, die im richtigen Verhältnis zu ihren bescheidenen Kräften stehn. Humanität predigen ist in unsrer Zeit wütender Rassen-, Klassen- und Nationalitätenkämpfe wahrhaftig nicht überflüssig; soll es aber etwas nützen, so muß es nicht in allgemeinen Redensarten, sondern in Anwendung auf die vaterländischen Verhältnisse und auf bestimmte einzelne Fälle und darf es nicht hinter verschlossenen Thüren geschehn. Bischoff ist ein kenntnisreicher Mann, aber der Loge beizutreten, wird er auch mit zehn solchen Büchern nicht einen bedeutenden Kopf überreden; schade um die geistigen Kräfte, die so in den Logen nutzlos verschwendet werden. — In demselben Verlag wie die besprochne Schrift erscheint ein Allgemeines Handbuch der Freimaurerei, dessen erste Lieferung uns vorliegt. Es soll in zwanzig Lieferungen à 1 Mark erscheinen und ist die „dritte, völlig umgearbeitete und mit den neuen wissenschaftlichen Forschungen in Einklang gebrachte Auflage von Vennings Encyclopädie der Freimaurerei.“

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig